



MANFRED BOMM

Todesstollen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



MANFRED BOMM

Todesstollen

MANFRED BOMM

Todesstollen

Der sechzehnte Fall für August Häberle

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Blumenrausch (2019), Nebelbrücke (2018), Traufgänger (2017),
Lauschkommando (2015), Machtkampf (2014),
Grauzone (2013), Mundtot (2012), Blutsauger (2011), Kurzschluss (2010),
Glasklar (2009), Notbremse (2008), Schattennetz (2007), Beweislast
(2007), Schusslinie (2006), Mordloch (2005), Trugschluss (2005),
Irrflug (2004), Himmelsfelsen (2004)

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
4. Auflage 2020

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Donna – Fotolia.com
Druck: CPI books GmbH, Lecks
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4973-4

Gewidmet allen, die sich trotz der großen Errungenschaften unserer Zeit einsam und verlassen fühlen, weil sie nicht am Luxus und Wohlstand derer teilhaben dürfen, die es auf geschickte, bisweilen aber wenig legale Weise zu Macht und Vermögen gebracht haben. Mögen all jene, die in das Räderwerk von Arbeitsdruck, Ausbeutung und Mobbing geraten sind, immer noch an das Gute glauben, das bisweilen leider viel zu spät obsiegt. Manchmal dauert es sehr lange, bis die Gerechtigkeit für Ausgleich und Zufriedenheit sorgt und jenen Genugtuung verschafft, die darunter hatten leiden müssen. Vergessen wir deshalb nie: Glaube versetzt Berge – und es gibt immer ein Licht am Ende des Tunnels.

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Wie Pyramiden, gespenstisch und tiefschwarz, zeichneten sich die riesigen Schutthalden vom nachtgrauen Hintergrund ab. Immer, wenn Frank Niedermeier im grellen Scheinwerferlicht seines Radladers abrutschendes Gestein zusammenschob, um den Weg durch diese Deponie frei zu halten, fühlte er sich wie auf einem fremden Planeten. So musste es sein, wenn eines fernen Tages Menschen den unwirtlichen Mond oder den Mars besiedelten. Der junge Mann, der seine PS-starke Maschine einige Male hin und her rangierte, hätte sich diese bizarre Landschaft aus Abraumhalden auch als Kulisse für einen Science-Fiction-Film vorstellen können. Oder für einen Western, der in einem abgelegenen Tal einer Steinwüste spielte, wo jeden Augenblick Cowboys oder Banditen auftauchen würden.

Doch hier war weder Hollywood noch eine ferne Welt. Niedermeier, ein stämmiger Kerl aus Kärnten, hatte auf der Schwäbischen Alb einen Job, der ihm, wenn alles gut ging, noch jahrelang erhalten blieb. Sein Arbeitgeber – ein großes österreichisches Unternehmen – galt als Spezialist für die Aufbereitung von Abraumgestein aller Art, weshalb die Deponie so etwas wie ein Schotterwerk ohne Steinbruch war.

Den Rohstoff, den die Brechanlagen zu Kies und Schotter zerkleinerten, gab's in Hülle und Fülle. Denn seit vor zwei Jahren damit begonnen worden war, die Tunnelröhren für die Schnellbahntrasse Stuttgart-Ulm zu graben, spuckte das Förderband, das inzwischen dreieinhalb Kilometer weit in die beiden nebeneinanderliegenden Stollen

hineinreichte, unablässig Steinbrocken aus. Ratternd und scheppernd transportierte es seine schwere Fracht aus den Tiefen des Mittelgebirges quer über das weitläufige Baustellenareal, vorbei an den Bürocontainern, hinüber zu den immer höher aufragenden künstlichen Hügeln. Dort, wo das Förderband wie eine schiefe Ebene zum Himmel gereckt endete, fielen die Gesteinsbrocken dumpf polternd herab und ließen diese kegelförmigen Hügel wachsen, von denen es mittlerweile mehr als ein Dutzend gab. Sobald wieder einer hoch genug war, wurde das Ende der Transportanlage neu ausgerichtet. Bis das Material hier ankam, hatte es bereits ein Brechwerk passiert, in dem es zu handlichen Stücken gepresst und zerbröselt wurde.

Beim Anblick dieses automatisierten Ablaufs musste Niedermeier bisweilen gegen ein seltsam beklemmendes Gefühl ankämpfen – insbesondere nachts, wenn das Förderband wie ein Ungeheuer in den schwarzen Himmel ragte und unablässig Gesteinsbrocken spuckte. Nicht auszudenken, wenn irgendwo auf der langen Transportstrecke ein Mensch in das Räderwerk dieser Maschinerie geriet. Niemand würde die Todesschreie hören.

Niedermeier versuchte, solche Gedanken schnell wieder loszuwerden. In den vier Jahren, seit er bei diesem Unternehmen beschäftigt war, hatte er längst erkannt, dass auf Baustellen dieser Größenordnung tausenderlei Gefahren lauerten. Ständig und überall waren Sorgfalt und Umsicht höchstes Gebot. Außerdem gab es mehr als genug Sicherheitsvorschriften: Schutzhelm und Warnweste tragen, striktes Alkoholverbot, rücksichtsvoll fahren. Ganz abgesehen von einem ganzen Katalog an Bestimmungen und Regeln, manche davon ziemlich kleinlich, wie der junge Mann es empfand.

Selbstverständlich war gerade in der Nachtschicht hier draußen erhöhte Aufmerksamkeit gefragt. Auch wenn die

Betriebsamkeit des Tages vorbei war, musste auf den schlecht beleuchteten Wegen und an den vielen unübersichtlichen Stellen jederzeit mit Fahrzeugen oder gar Personen gerechnet werden, die irgendwo auf diesem Gelände etwas zu erledigen hatten. Das konnten Ingenieure oder Poliere der unterschiedlichen Baufirmen sein, aber auch Geologen oder sogar die Vertreter der Bauaufsicht, die zum Leidwesen der Arbeiter zu den unmöglichsten Zeiten auftauchten.

Niedermeier hatte erst vorhin, als er mit seinem Radlader zur Deponie gefahren war, die Schutzwesten einiger Personen reflektieren sehen. Jetzt, während sein monsterhaftes Gefährt an den Abraumhalden entlangholperte und wie ein Schneepflug einige Gesteinsbrocken zur Seite schob, bemerkte er im linken Augenwinkel wieder eine Bewegung. Im Streulicht der Scheinwerfer zeichnete sich auf dem breiten geschotterten Weg die Silhouette einer Person ab, an der ebenfalls Leuchtstreifen reflektierten. Sie schien sich zu entfernen, abwärts zu den Bürocontainern des Betonherstellers, die in einer Mulde standen. Alles ganz normal, dachte Niedermeier, für den diese nächtlichen Fahrten mit dem Radlader eine willkommene Abwechslung zu seiner üblichen Arbeit darstellten. Tagsüber war er damit beschäftigt, die Abfuhr des aufbereiteten Materials zu überwachen. Wenn es jedoch personelle Engpässe gab, wie am späten Abend, dann war er gerne bereit, auch mal einzuspringen und Überstunden zu leisten.

Während er die Baumaschine mit geübten Griffen bediente, die hydraulische Schaufel hob und senkte, das grobe Material zusammenschob und gegen die Abraumhalde presste, ließ er seinen Gedanken freien Lauf – beflügelt von dieser lauen Nacht. Er öffnete das Seitenfenster des Führerhauses. Doch statt der erhofften sommerlichen Düfte, wie er sie in dieser Jahreszeit von der heimischen

Landwirtschaft her kannte, wehten ihm beißende Dieselabgase entgegen. Sie machten ihm schmerzhaft bewusst, dass er diese traumhafte Sommernacht mit ihrem zunehmendem Mond nicht genießen konnte, und die Sehnsüchte, die sie weckte, nicht zu erfüllen waren. Eigentlich waren solche Stunden viel zu schade, um sie auf einer Baustelle zu vergeuden, dachte er und wünschte sich zu seiner Freundin nach Kärnten zurück. Doch die Vernunft zerrte ihn in die Realität: Du bist auf den Job und das Geld angewiesen, hämmerte es in seinem Kopf.

Geld. Natürlich Geld. Ihm blieb doch gar nichts anderes übrig, als hier zu malochen. Wie vielen anderen auch. Anfangs hatte er noch geglaubt, ein Job im Freien sei für ihn, den Naturburschen, genau das Richtige. Doch er hatte schnell erkennen müssen, dass er sich nicht im Kreise Gleichgesinnter befand. Die meisten seiner Kollegen hatten wenig Sinn für derlei Romantik. Ihnen ging's allein um die Knete. Für die Schönheiten einer solchen Mondnacht mit den vielen, hier oben besonders prächtig strahlenden Sternen gab es da keinen Platz. Wer nahm schon zur Kenntnis, dass gerade jetzt Venus und Jupiter am Westhorizont ganz dicht beieinanderstanden und hell wie Ufos strahlten? Niedermeier war davon überzeugt, dass den meisten Menschen einfach das Gespür für die Natur verloren gegangen war, die sogar eine Großbaustelle mit tausendfachem neuen Leben füllen konnte.

Für ihn war es schlichtweg ein Wunder, dass sich all das schwirrende Kleingetier, das gerade um die Scheinwerfer des Radladers wirbelte, wieder hatte aufrappeln können, obwohl eine gewaltige Wunde in die Landschaft gerissen worden war.

Niedermeier musste bei solchen Gedanken gegen sein schlechtes Gewissen ankämpfen, das ihn mahnte, doch

selbst an dieser Zerstörung maßgeblich beteiligt zu sein. Während er in seinem Führerhaus Pedale und Schalthebel wie automatisiert bediente und wieder eine Schaufel voll abgerutschten Materials vor sich herschob, als sei es Schnee, formte sein Unterbewusstsein ein Bild dieser Landschaft, wie sie noch vor zwei Jahren ausgesehen haben mochte.

Wer hätte auch wohl in der kleinen Gemeinde Hohenstadt, hier in Süddeutschland, jemals gedacht, dass eines Tages tief unterm östlichen Ortsrand eine Eisenbahnlinie verlaufen würde, die von Politikern gerne vollmundig als die »Magistrale zwischen Paris und Budapest« bezeichnet wurde?, überlegte er. Doch obwohl die Trasse mit all ihren Tunnels Bestandteil des umstrittenen Bahnhofsjekts »Stuttgart 21« war, hatte es offenbar in der Abgeschiedenheit der Schwäbischen Albhochfläche bisher keinerlei Widerstände oder Proteste gegeben, die mit den Vorkommnissen in Stuttgart vergleichbar gewesen wären.

Trotzdem war das gesamte Baustellengebiet weiträumig abgesperrt, mit Kameras überwacht und durch einige strenge Zugangskontrollen gesichert worden. Allerdings schienen diese Maßnahmen weniger zum Schutze vor etwaigen militanten Projektgegnern ergriffen worden zu sein, als viel mehr zur Abschreckung neugieriger »Baustellen-touristen«.

Niedermeier hatte jedenfalls in den Monaten, seit er hier war, den Eindruck gewonnen, von einem Stück heile Welt umgeben zu sein. Der abschätzigen Behauptung einiger seiner Kollegen, hier oben sagten sich »Fuchs und Hase Gute Nacht«, wollte er nicht zustimmen. Immerhin verlief gleich hinter den Abraumhalden die stark frequentierte Autobahn A8, die Karlsruhe mit Stuttgart und München und darüber hinaus auch mit Kärnten verband. An ihr hatten sich die Planer der Eisenbahntrasse orientiert, als eine

kurze Verbindung über die Schwäbische Alb – und damit ein Ersatz für die kurvenreiche Geislinger Steige – gesucht worden war. Doch während die Autobahn über Aichelberg und Drackensteiner Hang die topografisch anspruchsvolle Nordkante der Schwäbischen Alb überwand, sollte dies die Eisenbahn dort in mehreren Tunnels tun – und zwar ziemlich gradlinig und mit nur sanften Kurven, aber trotzdem hinauf bis zum höchsten Punkt weit und breit.

Nach Meinung Niedermeiers wäre es sinnvoller gewesen, einen nahezu ebenen, dann jedoch weitaus längeren Basistunnel durch die ganze Alb zu treiben. Aber vermutlich waren solche Überlegungen gleich von vorneherein an den deutlich höheren Kosten gescheitert. Außerdem, so hatte er gehört, träumte man in der Gemeinde Merklingen auf der Hochfläche gerade von einem eigenen Bahnhof.

Aber was ging ihn dies alles an?, stellte er selbstkritisch seine sinnlose Grübelei infrage. Wahrscheinlich, so mutmaßte er, hatten sie in dieser Gegend Jahrzehnte lang geplant und, wie üblich, unzählige Streckenvarianten diskutiert. Jetzt, nachdem seit zwei Jahren die Arbeiten auf Hochtouren liefen, brauchte sich niemand mehr Gedanken über den Trassenverlauf zu machen. Denn nun galt es für die Baufirmen, einen engen Zeitplan einzuhalten.

Niedermeier wurde sich wieder bewusst, an einem Jahrhundert-Projekt mitwirken zu können. Begeisterung und Stolz bemächtigten sich seiner Gefühle und vertrieben die melancholischen Gedanken. Wie lange er in sie versunken gewesen war, hätte er nicht mehr sagen können.

Den Radlader hatte er unbewusst gesteuert – bis irgend etwas die Gedankenbilder verblassen ließ. Etwas, das seine Augen eher beiläufig erfasst hatten. Etwas, das nicht zu den roh belassenen und ineinander verkeilten Gesteinsbrocken passte, die unter der hochgehobenen Schaufel des Radladers

im Scheinwerferlicht harte Schatten warfen. Zuerst war es der rötliche Schimmer, der zwischen dem weiß-grauen und dunklen Gestein an Eisenerz erinnerte. Doch solches gab es in dieser geologischen Schicht nicht, rief sich Niedermeier in Erinnerung. Instinktiv umklammerte er einen Schalthebel fester und trat kräftig auf die Bremse. Ohne den Fuß von diesem Pedal zu nehmen, erhob er sich umständlich aus seinem Sitz, um durch die staubige Windschutzscheibe hindurch besser auf das Abraummateriale sehen zu können.

Es dauerte zwei, drei Sekunden, bis es seinem Gehirn gelang, aus dem rötlichen Objekt zwischen all den Gesteinsbrocken etwas Vernünftiges zu erkennen. Etwas Vernünftiges?, schoss es Niedermeier durch den Kopf. Ihm stockte der Atem. Es musste eine Täuschung sein. Ganz sicher. Sein Gehirn gaukelte ihm aus den unzähligen Formen dieser Steine gewiss ein Bild vor, das es gar nicht gab. So, wie es beim Blick in Wolkenberge oftmals Figuren, Gesichter oder Tiere erscheinen ließ.

Niedermeier verharrte halb stehend, halb sitzend und eingezwängt hinterm Lenkrad, noch immer den rechten Fuß fest aufs Bremspedal gedrückt. Er wandte seinen Blick kurz zur Seite, um das schreckliche Bild zu löschen und ein neues formen zu lassen. Doch auch diesmal war das Schreckliche deutlich zu sehen. Ganz real.

Niedermeier atmete tief durch und ließ sich in seinen Fahrersitz sinken. Tausend Gedanken jagten gleichzeitig durch seinen Kopf.

Er stand strahlend vor ihr und nahm den gelben Schutzhelm ab. »Was für eine schöne Nacht«, sagte Lukas Brunner mit einem Akzent, der seine oberbayrische Herkunft nicht verleugnen konnte. Er stammte zwar aus Freilassing, ganz im Südosten Bayerns, doch seine familiären Wurzeln hatte

er in Kärnten. Dort waren einige seiner Verwandten ebenfalls im Tunnelbau tätig und galten als gewiefte Experten auf diesem Gebiet. Brunner, Mitte 40 und als Bauingenieur dieser Familientradition gefolgt, hatte wieder einmal Überstunden gemacht und dabei festgestellt, dass die Mineure im Steinbühlentunnel ihren Zeitplan bislang einhalten konnten. Zehn Meter pro Tag baggerten und sprengten sie sich vorwärts. Bis jetzt hatte das Gestein keine bösen Überraschungen beschert.

Brunner streifte seine rot reflektierende Schutzweste ab und zog sich einen Stuhl an den Schreibtisch der Geologin, die an zwei Computermonitoren gleichzeitig zu arbeiten schien. Vor ihr türmten sich Pläne und Aktenordner. »Willst du Kaffee?« Natascha Frese, die ihr Studium erst vor zwei Jahren abgeschlossen und trotz ihrer mangelnden Praxis diese Stelle bekommen hatte, sah ihn stirnrunzelnd an – eine Mimik, die er nicht zu deuten vermochte.

»Wenn du hast?«, sagte er leicht verunsichert. Sie holte eine große Tasse hervor und goss ihm aus einer Warmhaltekanne Kaffee ein.

»Findest du nicht auch, dass man solche Nächte anderweitig nutzen sollte, als nur für Arbeit?« Seine Frage klang wie eine versteckte Aufforderung.

»Ach, Lukas«, erwiderte sie, warf ihre langen Haare über die Schulter und sah ihn im grellen Licht der Leuchtstoffröhren durchdringend an. »Auch ich könnte mir Schöneres vorstellen, als nächtelang hier zu sitzen. Aber ich hab den Eindruck, je mehr ich schufte, desto weniger sehe ich Land.«

»Fang bloß nicht schon mit einem Burn-out an, Mädels«, sagte er und nahm einen Schluck Kaffee. »Auf so einer Baustelle wie dieser geht's etwas rauer zu als in einer Vorlesung.«

»Versuch mir jetzt bitte nicht einzureden, der Job hier sei nichts für Frauen.« Sie holte tief Luft.

Brunner erkannte, dass sie jetzt nicht in der Stimmung war, sich ihm und seinen Bemerkungen zu widmen. »Ist nur gut gemeint«, beschwichtigte er. »Ich wollte nur sagen, dass du rechtzeitig nach dir selbst schau'n sollst, eh' es zu spät ist.«

Sie rückte ihre auffällige Designerbrille zurecht und gab sich selbstbewusst. »Lukas, wir können gerne mal wieder ausgehen. Du weißt, ich hab das neulich in Ulm genossen, aber lass mir bitte Zeit. Ich brauch noch ein paar Tage, dann hab ich die geologische Prüfung für den aktuellen Abschnitt abgeschlossen.« Sie deutete auf die großformatigen Pläne, die vor ihr ausgebreitet waren.

Brunner nickte verständnisvoll. Er hatte etwas sagen wollen, hielt aber seine Worte zurück. Es wäre der falsche Zeitpunkt gewesen. Aber irgendwann musste er es ansprechen. Er rang sich ein Lächeln ab und zeigte sich an ihrer Arbeit interessiert: »Bist du heut Abend auch schon drin gewesen?«

»Im Weststollen, ja«, erklärte sie schnell. »Sie kommen weiterhin gut voran. Der Weißjura hat trotz heftiger Verkarstung auch noch keine großen Hohlräume beschert.«

»Gott bewahre uns«, seufzte Brunner. »Stell dir vor, davon kriegen irgendwelche Höhlenforscher Wind, was dann hier abginge.«

»Keine Panik«, gab sie zurück, »die baden-württembergischen Höhlenforscher wollen mit der Bahn kooperieren. Sie dürfen etwaige Höhlen dokumentieren, mussten sich aber verpflichten, ihre Erkenntnisse während der Bauphase nicht zu veröffentlichen.«

»Weiß ich, ja. Aber ...«, er lächelte ihr vielsagend zu, »... am zweckmäßigsten wär's natürlich, wenn gleich gar keine Höhlen gefunden würden. Wenn du verstehst, was ich meine.«

Natascha Frese schob ihre Computermaus hin und her, um anzudeuten, dass sie sich jetzt auf keine Konversation einlassen wollte. »Du, es ist Viertel vor eins. Ich muss noch dringend diesen Text hier fertigstellen.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf den Bildschirm. »Und morgen früh um halb neun taucht schon wieder einer von Klemper-Beton ...«

»Okay, okay«, gab sich Brunner geschlagen und trank seine Tasse leer. Leicht säuerlich entschied er, dann doch noch den Namen zu nennen, den er vorhin nicht hatte erwähnen wollen. Er stand auf und ließ beim Öffnen der Tür eine Bemerkung fallen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. »Und um die Mittagszeit hast du dann einen Termin mit ...«, er drehte sich wieder um und sah, wie Natascha ihren Kopf vom Bildschirm wandte, weshalb er eine Sekunde verstreichen ließ, bis er weitersprach, »... mit Simon,nehm ich an.«

Ihre Blicke trafen sich, als würden gleich gefährliche Funken sprühen. Natascha schien mit sich zu ringen, ob sie einen Gegenstand nach ihm werfen oder einfach hinauslachen sollte. Doch sie ließ sich nichts davon anmerken, sondern überlegte kurz. »Ist er denn gekommen?«, fragte sie spitz. Brunner war irritiert. Natürlich wusste er, worauf sie anspielte. Doch bevor er etwas erwidern konnte, erfüllte die schnell herannahende Sirene eines Einsatzfahrzeugs den Raum. Dann zuckten vor dem Bürofenster Blaulichter durch die Nacht. Irgendwie war er erleichtert, auf diese Weise einer Antwort ausweichen zu können.

Natascha sprang auf und war mit zwei, drei Schritten am Fenster. Doch die Scheiben spiegelten vor der Schwärze der Nacht nur den hellen Innenraum wider. Dazwischen deuteten einzelne Lichtpunkte die Scheinwerfer an, die punktuell das Baustellenareal ausleuchteten. Brunner war von der Tür,

die in den schmalen Gang des Bürocontainers führte, ebenfalls zum Fenster geeilt, um es mit einem energischen Ruck aufzureißen. Sofort heulte ihnen intervallmäßig die Sirene entgegen. Zu welcher Art Einsatzfahrzeuge sie gehörte, ließ sich nicht feststellen. Das zuckende Blaulicht hatte sich schnell über die Baustraße in Richtung der Deponie entfernt und war nun außer Sichtweite. Schon aber hörte es sich so an, als näherten sich von der Zufahrt her weitere Sirenen.

»Es wird doch hoffentlich nicht brennen im Stollen«, flüsterte Natascha und rückte am engen Fensterrahmen nah an Brunner heran, um besser in die Dunkelheit hinaussehen zu können. Dabei legte sie unbewusst einen Arm um seine Schulter.

Die erschöpfte Person, die sich im tiefschwarzen Schlag Schatten, den die Abraumhalden im diffusen Scheinwerferlicht warfen, versteckt hielt, war in der Bewegung erstarrt, als die heulende Sirene eines Einsatzfahrzeugs lauter und anschwellender wurde. Zunächst hatte es sich noch so angehört, als dringe der schaurige Ton nur von der nahen Straße herüber, die Hohenstadt mit Merklungen verband. Doch jetzt bestand kein Zweifel mehr, dass sich die Sirene dem Baustellen-Areal näherte. Alarm?, fühlte sich die Person schockiert, die in dieser mond hellen Nacht zwischen den Hügeln der Deponie völlig außer Atem in Deckung gegangen war. Hatte es einen Alarm gegeben? Automatisch ausgelöst? Jetzt bloß keine Panik. Ruhe bewahren, auch wenn die Pulsfrequenz ins Unermessliche stieg. Keine verdächtigen Geräusche verursachen, hämmerte es im Kopf, obwohl doch das ratternde Förderband ohnehin jeden Tritt auf dem geschotterten Untergrund übertönte.

Inzwischen hatte das Einsatzfahrzeug offenbar angehalten, die Sirene verstummte. Doch von ferne drang eine

weitere Sirene herüber. In schneller Folge zuckte das Blaulicht an den steilen Abraumhalden entlang, die der dunkel gekleideten Person noch immer Schutz boten. Doch jetzt, nachdem weitere Sirenen durch die Nacht heulten, schien es gefährlich zu werden. Hatte es etwas zu bedeuten, dass der Motor des Radladers vor einer Viertelstunde abgestellt worden war, obwohl die Arbeiten noch gar nicht beendet sein konnten? Hatte der Fahrer gar bemerkt, dass sich jemand auf der Deponie aufhielt?

Flucht? Aber wohin? Auf keinen Fall durchs Gelände. Das wäre viel zu auffällig, zumal jetzt, nachdem ein Einsatzfahrzeug nach dem anderen heranraste. Jetzt bloß nicht gesehen werden. Schon gar nicht in diesem Zustand.

Aber wohin? Die Deponie war zur Autobahn hin mit einem hohen Zaun umgeben. Dort gab es gewiss Videokameras, die auch bei Dunkelheit gestochen scharfe Bilder lieferten. War die Falle jetzt zugeschnappt?

Würde er einen Schutzhelm tragen, hätte er sich ziemlich sicher sein können, nicht gleich aufzufallen. Bei so vielen Arbeitern, die hier ständig ein und aus gingen, war es unmöglich, dass jeder jeden kannte. Aber wenn man sich ohne das übliche Outfit hier bewegte, konnte es durchaus kritische Blicke geben. Auch in der Nacht. Und außerdem gäbe es möglicherweise unliebsame Begegnungen mit Personen, die vom Lärm der Einsatzfahrzeuge angelockt wurden.

Und den Sirenen nach zu urteilen, kam eine ganze Armada von Einsatzfahrzeugen angerast. Großalarm auf der Baustelle? War etwas Schlimmes entdeckt worden? Wurde gar schon jemand gesucht? Wenn ja, dann erschien es erst recht geboten, möglichst schnell zu verschwinden. Alles ließ darauf schließen, dass sogar ein ganzes Spezial-einsatzkommando (SEK) anrückte.

»Etwas verdammt Unappetitliches.« Die Stimme, die um 1.14 Uhr aus dem Telefonhörer krächzte, verhieß nichts Gutes. Gerade noch im Tiefschlaf, jetzt aber schlagartig hellwach geworden, lauschte August Häberle den Schilderungen seines Kollegen vom Kriminaldauerdienst, während seine Ehefrau Susanne bereits ahnte, dass auf ihren Mann wieder arbeitsreiche Tage zukommen würden. Dabei hatte er sich so sehr gewünscht, die letzten Tage vor seinem Ruhestand einigermaßen stressfrei über die Runden zu kriegen. Sie drehte sich um und zog die Bettdecke übers Ohr, obwohl sie jetzt auch nicht mehr schlafen konnte. Gleich würde August aus dem Bett springen und zu irgendeinem Tatort fahren. Wie seit Jahr und Tag. Trotz aller dienstlichen Widrigkeiten, die es nach der baden-württembergischen Polizeireform gegeben hatte, war er noch immer hoch motiviert. Für einen kurzen Moment überlegte sie, wie er seine freie Zeit im Ruhestand verbringen würde und ob er es psychisch überhaupt verkraften konnte, keine kniffligen Fälle mehr lösen zu dürfen.

»Ach«, kommentierte er knapp und betroffen, was ihm der Kollege aus Ulm geschildert hatte. »Und wo ist das genau?«, vergewisserte er sich, um dann zu erwidern: »Kenn ich natürlich. Ich werd in einer Dreiviertelstunde dort sein.« Er beendete das Gespräch und strich seiner Frau liebevoll über die Haare, als habe er ihre Gedanken erraten: »Tut mir leid, aber ich glaube, da bahnt sich mein letzter großer Fall an.«

Susanne hob den Kopf und drehte sich wieder zu ihm. »Ist denn so was Schlimmes passiert?«

Er sah ihr tief in die Augen und überlegte, ob er aussprechen sollte, was ihm der Kollege soeben gesagt hatte. Dann atmete er tief durch und flüsterte: »Vielleicht sogar das Schlimmste überhaupt ist passiert. Ich ruf dich an.« Er

stand auf, während Susanne jetzt ebenfalls hellwach wissen wollte: »Was heißt das? Bitte, August, nur ein Stichwort.«

»Sie haben möglicherweise eine Leiche gefunden. Bei diesem neuen Eisenbahntunnel in Hohenstadt oben.«

Die dunkel gekleidete Person, die sich seit fast einer halben Stunde schon zwischen den Abraumhalden versteckt gehalten hatte, war noch eine Zeit lang regungslos stehen geblieben. Doch je mehr Einsatzfahrzeuge eintrafen, desto geringer wurde die Chance, das Gelände unbemerkt verlassen zu können. Der geschotterte Weg, der zu der Baustraße in Richtung Ausgang führte, war von Polizisten, Feuerwehrleuten und Dutzenden von Bauarbeitern bevölkert und bot ein unüberwindbares Hindernis. Als jetzt auch noch ein Hubschrauber auftauchte, gab es hinter den Schuttbergen keine ausreichende Deckung mehr. Es blieb nur eine einzige Möglichkeit, dem Licht zu entkommen: ein Stapel Kunststoffrohre, von denen jedes einzelne etwa zehn Meter lang war. Ihr Durchmesser von etwa einem halben Meter bot zwar im Inneren einem erwachsenen Menschen nicht sonderlich viel Platz, doch gelang es mühelos, hineinzuroben und von der Bildfläche zu verschwinden. Was aber, wenn sie das gesamte Gelände durchkämmten und sogar Hunde einsetzten?, durchzuckte es die Person, die sich erst jetzt, beim Umdrehen von Bauch- auf Rückenlage der Enge bewusst wurde, von der sie in dieser rauen und stockfinsternen Röhre umgeben war. So beklemmend musste es sich auch in älteren Kernspintomografen anfühlen.

Eine schnelle Flucht jedenfalls war ausgeschlossen. Wieder herauszukriechen, das ging nur mit den Beinen voraus und unter allergrößter Anstrengung, denn die Knie ließen sich hier drinnen nur minimal anwinkeln.

Platzangst, signalisierte das Gehirn. Platzangst. Panik.

Der Versuch, am liegenden Körper vorbei an den Füßen und damit in Richtung Ausgang zu schielen, flößte noch mehr Angst ein, denn der Kopf stieß bei jeder Bewegung gegen die Rundung des Rohrs, das unter den dröhnenden Schallwellen des Helikopters vibrierte. Die Öffnung war als grau-schwarzes Loch zu erkennen, das wie ein großes Teleskop nur einen winzigen Ausschnitt der Umgebung abbildete. Aus dieser Perspektive waren es ein paar Quadratmeter schummrig angestrahelter Schutthalde.

Die quälende Enge schien den Atem zu rauben, während diese verdammte Platzangst die Frequenz des Pulsschlags ins Unermessliche steigerte. Die Ungewissheit über das, was da draußen vor sich ging, projizierte in rasender Geschwindigkeit Angstszenarien: Würden sie die gestapelten Rohre beiseiteschaffen? Hochhieven? Oder gar versehentlich verschütten? Was, wenn in unmittelbarer Nähe ein Feuer ausbrach? Wenn jetzt der Kreislauf kollabierte? Oder wenn ein Baustellenfahrzeug versehentlich über die Rohre rollte?

Mittlerweile waren auf der Großbaustelle »Pfaffenäcker« – so benannt nach einer alten Flurbezeichnung der Gemarkungsgemeinde Hohenstadt – sämtliche Scheinwerfer angeschaltet worden. Allerdings reichten sie nicht, um jeden Winkel des weitläufigen Areals auszuleuchten – vor allem aber auch nicht die gesamte Deponiefläche. Nachdem das Förderband abgeschaltet worden war, hatte sich vorübergehend eine unheimliche Stille breitgemacht, nur unterbrochen vom Heulen der Martinshörner. Auf der Baustraße, die sich an den mehrstöckigen Wohncontainern im Eingangsbereich vorbei durch eine Mulde zur Deponie hinüberschlängelte, parkten unzählige Einsatzfahrzeuge dicht hintereinander. Ganz vorne stachen die hellen Rettungs- und ein Notarztwagen heraus, weiter hinten zwei Fahrzeuge der

Feuerwehr Hohenstadt, die vorsorglich alarmiert worden war, falls technische Hilfe nötig sein würde.

Noch bevor die Bereitschaftspolizei in Göppingen mehrere mobile Lichtmasten herbeischaffen konnte, war bereits ein Hubschrauber herangeflogen, der nun einen Höllenlärm verbreitete, weil er in knapp 30 Metern Höhe über dem Areal schwebte und mit starken Scheinwerfern die Szenerie von oben beleuchtete. Spätestens jetzt wurden alle Arbeiter, die in den nahen Wohncontainern schliefen, auf das Spektakel aufmerksam. Inzwischen war auch eine Videoverbindung zwischen dem Hubschrauber und dem Einsatz- und Lagezentrum Ulm geschaltet, sodass dort an Monitoren die Situation aus der Vogelperspektive beobachtet werden konnte.

Unterdessen trafen bei der Deponie weitere Einsatzkräfte ein und versuchten vergeblich, die vorderste Abraumhalde zu besteigen, auf die noch bis vor wenigen Minuten das Förderband seine Ladung geschüttet hatte. Das Vorhaben erwies sich als viel zu gefährlich, weil mit jedem Schritt, den die Männer und Frauen taten, das instabile Material wie auf einer Geröllhalde im Gebirge nachrutschte. Das Führungs- und Lagezentrum in Ulm forderte deshalb die Feuerwehrdrehleiter aus Laichingen sowie die Bergwachten Geislingen-Wiesensteig und Lenninger Tal an. Diese Einsatzkräfte würden in der Lage sein, die Schutthalde mit entsprechender Ausrüstung zu erklimmen oder sie von einem hochgehievten Rettungskorb aus zu inspizieren.

Einsatzkräfte der Bereitschaftspolizei Göppingen machten sich unterdessen über das kilometerlange Transportband her, dessen stehen gebliebene Last jedoch auf der rund 300 Meter langen Strecke zwischen Tunnel und Deponie unter einer Plastikplane verborgen war. Erschwerend kam hinzu, dass es teilweise in schwindelerregender Höhe auf

einer Stahlgitterkonstruktion verlief und nur mithilfe einer Hebevorrichtung erreicht werden konnte.

Drinne in den beiden Stollen waren auf Anordnung des Polizeipräsidiums die Arbeiten am sogenannten »Vortrieb«, wie in der Fachsprache das Graben, Sprengen und Bohren an vorderster Front genannt wurde, eingestellt worden. Beamte der Spurensicherung ließen sich mit einem klapprigen Kleinbus der Tunnelbauer mehr als dreieinhalb Kilometer weit in den Untergrund fahren. Ihr Interesse galt der Brechanlage, die dort am Beginn des Förderbands das Gestein ein erstes Mal zerkleinerte.

Mittlerweile war die ganze Baustelle aus der nächtlichen Ruhe gerissen. Viele Bauarbeiter hatten ihre Wohncontainer verlassen, um zur hell erleuchteten Deponie zu eilen. Im ohrenbetäubenden Dröhnen des Hubschraubers beschränkten sich ihre Gespräche jedoch auf kurze Zurufe, ergänzt durch heftige Gesten.

Die Beamten des Kriminaldauerdienstes versuchten genervt, sich ein erstes Bild von dem Geschehen zu machen, und notierten Namen und Adressen von Personen, die auf dieser Baustelle Verantwortung trugen. Außerdem verlangte die Ulmer Einsatzzentrale unablässig neue Informationen, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt aber nicht zu beschaffen waren. Sogar der Polizeipräsident hatte sein Kommen angedroht, wie die Ermittler diese Ankündigung empfanden. Und auch der nächtliche Bereitschaftsdienstler der Staatsanwaltschaft war bereits unterwegs.

Die Kriminalisten, die sich, umgeben von den vielen Bauleuten, in deutlicher Minderzahl fühlten, konzentrierten sich auf den einzigen Zeugen, den sie bisher ausfindig machen konnten: Frank Niedermeier. Der junge Mann mit dem vollen schwarzen Haar und dem unrasierten Gesicht saß in einem Kleinbus und zitterte, während ein ebenso

junger Kriminalist handschriftlich ein kurzes Protokoll aufnahm. »Wenn ich Sie richtig verstehe«, wiederholte er, »dann ist Ihnen diese Hand rein zufällig aufgefallen.«

»Ja, hätt ich nicht genau hingeschaut, wär sie mit der nächsten Schaufelladung in dieser Schutthalde verschwunden«, erwiderte Niedermeier. Er hatte im ersten Schreck noch geglaubt, irgendjemand habe sich einen Spaß erlaubt und einen jener Scherzartikel weggeworfen, wie es sie meist zu Halloween oder auch zur Fastnacht gab – also eine ziemlich echt aussehende menschliche Hand aus Kunststoff. Doch die dunkelrote Verfärbung und die Art und Weise, wie der zerbrochene Gelenkknochen hervorstand, ließen auf etwas Schreckliches schließen. Niedermeier hatte dann sofort seinen Chef angerufen, der innerhalb einer halben Stunde zur Stelle gewesen war und diesen zwischen Gesteinsbrocken liegenden Körperteil vorsichtig mit der Spitze eines aufgeklappten Meterstabs abgetastet hatte, bis an der Echtheit keinerlei Zweifel mehr bestand. »Verdammte Scheiße«, hatte der Chef gebrummt und auf seinem Handy 110 getippt, »das hat uns gerade noch gefehlt.«

2

Philip Mende, gerade erst zum Oberkommissar ernannt, und sein etwas jüngerer Kollege Thomas Keller, der noch auf diese Beförderung warten musste, waren nach dem Notruf gleich losgefahren. Jetzt saßen sie, mit Warnwesten und Schutzhelmen ausgestattet, in der Fahrerkabine des verdreckten VW-Kastenwagens und ließen sich von einem Bauarbeiter in den Stollen bringen. Zuvor hatte ihnen der aufgeregte Mann noch pflichtgemäß die Funktion des Selbstretter-Geräts erläutert, das bei plötzlichem Sauerstoffmangel ein einstündiges Überleben garantiert.

Die beiden Kriminalisten beschlich ein mulmiges Gefühl. Nie zuvor waren sie so weit in einen Berg hineingefahren. Dicke Wassertropfen, die gegen die Windschutzscheibe klatschten, erweckten den Eindruck, das mit rohem Beton verfestigte Deckengewölbe über ihnen sei gar nicht so stabil, wie es aussah. Die Sohle des Stollens, dessen Durchmesser sie auf über zehn Meter schätzten, war ein einziger lehmiger Weg, über den das Fahrzeug holperte und rumpelte, während hinter ihnen im geschlossenen Laderaum allerlei Werkzeuge und sonstige Utensilien bei jeder Unebenheit schepperten und klapperten. Die verschmutzten Scheinwerfer des Transporters warfen nur ein spärliches Licht und tanzten mit jeder Unebenheit über diese unterirdische Piste. Beidseits markierten senkrecht an die Wände montierte Leuchtstoffröhren den Streckenverlauf – bis der Stollen weit vorne in eine Rechtskurve übergang und sich tiefer in den Berg senkte. »Da brauchen S' keine Angst zu haben, das hält«, hatte der Mann am Steuer, ein altgedienter Bau-

arbeiter mit zerfurchtem Gesicht, gleich beim Einfahren in den östlichen der beiden Stollen gesagt und hinzugefügt: »Das ist jetzt der Tunnel für die Fahrtrichtung Stuttgart, nebenan wird der für die Gegenrichtung gebaut, nach Ulm. Im Abstand von etwa 20 Metern.«

»Gleichzeitig?«, fragte Mende nach, der den Mittelplatz auf der Sitzbank eingenommen hatte.

»Ja, gleichzeitig. Deshalb sind immer zwei Schichten im Berg. Und die beiden Stollen«, er deutete nach links zu einer gewölbeartigen Ausbuchtung, »die sind in regelmäßigen Abständen durch sogenannte Querschläge miteinander verbunden. Alle 500 Meter.«

Als Kommissar Thomas Keller, der bisher schweigend die Tunnelfahrt auf sich hatte wirken lassen, zu husten begann, sah sich der Bauarbeiter veranlasst, auf das riesige Rohr zu deuten, das ein Stück weit in den Stollen hineinführte. »Damit werden die beiden Röhren »bewettert«, wie wir hier sagen. Frischluft kommt da genügend rein, aber Staub lässt sich nicht vermeiden. Manchmal ist's ganz schlimm, wenn gesprengt wird.«

»Gesprengt?«, wiederholte Mende ungläubig. »Da wird gesprengt, wenn Leute drin sind?«

»Ja klar. Sie können doch nicht jedes Mal kilometerweit rausfahren. Natürlich sind da strenge Richtlinien zu beachten. Und Abstände einzuhalten.«

Keller, der von seiner Position aus im diffusen Licht das Gewirr vieler Kabel, Schläuche und sonstiger Installationen an sich vorbeiziehen sah, darunter auch Schaltkästen und Trafostationen, deutete zu einer Vorrichtung, die über ihm dem Stollenverlauf folgte. »Und das Ding da oben ist wohl das Förderband, oder seh ich das falsch?«

»Nein, das sehen Sie nicht falsch. Es läuft aus dem Stollen raus bis zur Deponie und es muss hier drinnen hin und

wieder verlängert werden – wenn die Mineure weit genug vorangekommen sind«, erklärte der Fahrer und steuerte den Kleinbus links an einem abgestellten Radlader und einem monströsen Bagger vorbei. »Mineure«, fügte er erklärend an, »so heißen die Jungs, die ganz vorne sind und sich in den Berg beißen, an der ›Ortsbrust‹, wie es in der bergmännischen Sprache heißt.«

»Dieses Förderband«, fragte Keller weiter, »das gibt's nur hier im Oststollen, nicht aber auch nebenan im Weststollen?«

»So ist es«, bestätigte der Bauarbeiter. »Wir haben nur dieses eine. Das Material vom anderen Stollen wird mit Radladern oder Dumpfern über solche Querschläge herübertransportiert, wie ich Ihnen gerade einen gezeigt hab.«

»Da herrscht dann aber zeitweilig reger Verkehr«, stellte Mende fest, während der redselig gewordene Fahrer bereits wieder auf etwas anderes aufmerksam machte. »Das Wasser in dem Becken hier«, er zeigte nach rechts, wo sich Leuchtstoffröhren in einer Wasserfläche spiegelten, »das ist von unterirdischen Quellen. Wird hier gesammelt und abgepumpt.« Wieder rumpelten sie an einer riesigen Maschine vorbei. »Sind Spritzbüffel«, kommentierte der Mann hinterm Steuer. Weil seinen schweigenden Beifahrern offenbar der Sinn nicht nach heiterem Rätselraten stand, gab er gleich die Erklärung dazu: »Spritzbüffel, so nennen die Mineure ihr Gerät, mit dem der Beton an die Wand gespritzt wird.«

Nach kurzem Schweigen zeigte sich Mende an etwas anderem interessiert: »Wie muss man sich das vorstellen, wie viele Leute sind eigentlich immer in diesen beiden Stollen drin?«

»Das kann man nie genau sagen. Kommt drauf an, was gerade an Arbeiten anfällt. Vermutlich sind's so um die 20«, erwiderte der Angesprochene. »Pro Schicht und Stollen

sechs Mann an der ›Ortsbrust‹, also ganz vorne. Und dann noch Fahrer von Baggern, Dumpern und Radladern, dazu eine Aufsicht an der Brechanlage beim Förderband. Außerdem je nach Bedarf auch Leute von Fremdfirmen – und natürlich ab und zu auch die Bauaufsicht. Außerdem Ingenieure und Poliere. Es kommt immer drauf an, was gerade anfällt. Nachts sind's weniger als tagsüber. Obwohl's ja hier drin keinen Unterschied gibt zwischen Tag und Nacht.« Er richtete den Zeigefinger nach vorne, wo ein völlig verschmutzter Kastenwagen dicht an der rechten Stollenwand stand. »Sie sehen ja, da stehen sogar Autos rum.«

»Wer sind die Leute, die hier einfach so parken?«, wollte Keller wissen, der im Vorbeifahren sah, dass an dem Auto kein Kennzeichen angebracht war.

Der Fahrer runzelte die Stirn. »Das ist, soweit ich weiß, ein Auto der Bauaufsicht.«

»Der stellt seine Karre einfach hier ab und geht zu Fuß? Hier drin?«

»Kann sein, ja. Manche von denen stecken ihre Nase überall rein. Wegen der Sicherheitsvorschriften.«

Mende stellte fest: »Die Bauaufsicht ist also nicht nur für die ordentliche Abwicklung der Aufträge zuständig?«

»Nein, nicht nur. Es wird auch kontrolliert, ob sich jeder an die Vorschriften hält. Manche lassen sogar kontrollieren, ob auf den Baustraßen nicht zu schnell gefahren wird. Und so weiter und so weiter.« Der Mann machte eine abschätzige Handbewegung und deutete mit dem Kopf nach vorne. »Aber vielleicht ist er dort.« Im fahlen Licht tauchte auf der rechten Seite eine größere Apparatur auf, in die sich das Förderband senkte. »Ziel erreicht«, kommentierte er und fuhr langsam an der Brechanlage vorbei, die größtmäßig weitaus weniger spektakulär wirkte, als es die Kriminalisten vermutet hatten. Von den Ausmaßen her erschien sie

ihnen eher wie ein schwer beladener Container-Sattelzug mit Kettenfahrwerk.

Der Fahrer ließ den Kleinbus noch ein Stück weiter holpern und stellte ihn hinter einem beleuchteten Schutzraum ab, an dessen halb geöffneten Tür ein schnauzbärtiger Mann mittleren Alters auf die angekündigten Kriminalisten wartete. »Das ist Herr Bulling«, erklärte der Bauarbeiter, während sie ausstiegen und gemeinsam in der staubig-milden Luft des Tunnels auf ihn zgingen.

»Man hat mich informiert«, begann Bulling mit belegter Stimme nach der kurzen Begrüßung. »Kommen Sie, bitte.« Er ging voraus in den kleinen, ganz in Weiß gehaltenen und steril wirkenden Schutzraum, den sie hier »Rettungscontainer« nannten. Im grellen Licht deutete er zu den Sitzen, die entlang der linken Wand aneinandergereiht waren. Dort ließen sich die beiden Kriminalisten nieder, während Bulling die Tür schloss, auf der gegenüberliegenden Bankreihe Platz nahm und der Fahrer draußen blieb. »Ist es tatsächlich so schrecklich, wie man sagt?«, erkundigte sich Bulling, nahm seinen Helm ab und strich verlegen die Ärmel seines Overalls glatt. Offenbar hatte ihn die Nachricht ziemlich betroffen gemacht. »Weiß man schon Genaueres?«, fragte er weiter, nachdem er keine Antwort erhalten hatte und die Beamten nur stumm nickten.

»Wir können Ihnen einige Fragen leider nicht ersparen«, kam Mende zur Sache und legte seinen Schutzhelm neben sich auf einen Metallbehälter. Sein jüngerer Kollege kramte aus der Jacke unter der Warnweste einen Notizblock hervor.

Bulling fuhr mit einer schwieligen Hand durchs schütterere grau melierte Haar, das verschwitzt am Kopf klebte und die Umrisse seines Schutzhelms abzeichnete. »Das heißt, Sie gehen davon aus, dass es hier passiert ist?« Auf seiner Stirn glänzten Schweißperlen.

»Derzeit glauben wir noch gar nichts«, erwiderte der Kriminalist. »Es scheint aber so, als müssten wir vom Schlimmsten ausgehen.«

»Vom Schlimmsten«, echote Bulling, dessen Oberlippenbart ein leichtes Zittern verriet. »Was muss man sich darunter vorstellen?«

»Darüber reden wir erst, wenn wir über alles Gewissheit haben. Vorläufig wollen wir uns nur ein Bild davon verschaffen, wie das Abraummateriale von hier zur Deponie gelangt.«

»Automatisch«, erwiderte Bulling und umklammerte einen Meterstab, der seitlich von ihm auf einem Behältnis lag. »Das Material, das vorne anfällt, wird von den großen Dumpfern, diesen Muldenkippern oder Radladern hierhergebracht und in die Brechanlage gekippt. Das ist alles.«

»Und dann?«

»Nichts und dann. Die Maschine zerkleinert die großen Brocken auf Stücke von etwa 20 Zentimeter Durchmesser – dann läuft alles auf diesem Band raus. Sie haben's wahrscheinlich auf der Herfahrt gesehen.«

»Etwa dreieinhalb Kilometer durch den Stollen«, zeigte sich Keller informiert und nahm jetzt ebenfalls den Helm ab, »und dann geht's noch übers Freigelände zur Deponie. Gibt's unterwegs weitere Brechanlagen?«

»Nein, das geht direkt zur Deponie. Und sobald sich der Vortrieb weiter entfernt, rücken wir mit der Brechanlage nach und verlängern das Transportband.«

»Wie dürfen wir uns nun Ihre Aufgabe hier drinnen vorstellen?«, wollte Mende wissen.

Bulling stutzte und wurde misstrauisch. »Sie wollen damit aber nicht andeuten, dass hier ...«

»Nichts wollen wir andeuten«, fuhr ihm der Kriminalist charmant über den Mund. »Haben Sie bitte Verständ-

nis dafür, dass wir die ganzen Arbeitsabläufe kennen müssen. Also: Sie haben hier die Aufsicht, oder wie sehen Sie Ihre Aufgabe?« Mende ließ am Tonfall nun erkennen, dass er keine Zeit mit Small Talk vergeuden wollte.

»Aufsicht ist vielleicht der falsche Begriff. Ich kontrolliere die Abläufe und muss eingreifen, falls die Brechanlage mal verstopft. Kein besonders aufregender Job. Meist machen das Polen, aber bei dieser Schicht mach ich's.«

»Die Anlage kann verstopfen?«, fragte Keller dazwischen und machte sich Notizen.

»Natürlich kommt das vor. Nicht oft, nein, aber wenn, dann bleibt sie stehen, und ich muss eingreifen«, erklärte Bulling und streifte die Ärmel seines Overalls bis zum Ellbogen hoch, worauf die kräftigen Bauarbeiterarme zum Vorschein kamen.

»Sie müssen also ständig präsent sein, hier in diesem Container?«, wollte Mende wissen.

Bulling runzelte die Stirn. »Nein, nicht hier. Das ist nur für den Notfall. Ist Vorschrift. Wenn gesprengt wird oder was passieren würde. Mein Arbeitsplatz ist da draußen auf der Brechanlage, aber natürlich muss ich zwischendurch mal aufs Klo – das haben wir hier drin auch.« Er deutete auf eine Trockentoilette.

»Das heißt, die Anlage ist auch mal eine Zeit lang unbeaufsichtigt«, stellte Mende fest.

»Ja, klar. Es kann auch vorkommen, dass mich jemand anruft, dann geh ich zum Telefonieren da runter.«

»Hier funktioniert das Telefon?«, staunte Mende.

»Ja, das Handy funktioniert, sofern es ins interne Netz hier eingeloggt ist. Das ist gleichzeitig zur Sicherheit. Man kann uns orten. Die Jungs draußen wissen jederzeit, wer sich wo im Stollen aufhält.«

Keller machte eifrig Notizen.

Bulling sah die beiden Besucher nacheinander an. »Und jetzt werden Sie mich gleich nach einem Alibi fragen, oder was?«

Keiner ging auf die Frage ein. Stattdessen bohrte Mende weiter: »Wann hat heute Ihre Schicht begonnen?«

Bulling überlegte. »Um 18 Uhr.«

»Dann müssten Sie bald Feierabend haben.«

Bulling schüttelte den Kopf. »Sie dürfen an so eine Baustelle nicht die gleichen Maßstäbe anlegen, wie man sie von der Industrie oder den Behörden her kennt. Hier kannst du die Arbeit nicht einfach hinschmeißen, wenn die Zeit abgelaufen ist. Hier wird rund um die Uhr gearbeitet, Tag und Nacht. Die Schicht der Mineure da drinnen geht zehn Stunden, jeweils zehn Tage am Stück. Heute früh ist Schichtwechsel.« Er sah die Kriminalisten durchdringend an, doch diese schienen von solchen Arbeitszeiten nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Bulling ergänzte trotzdem: »Nach zehn Tagen gibt's fünf Tage am Stück frei. Und nur an Weihnachten und Ostern ist der Betrieb eingestellt. Und am Barbarafest.«

Die Kriminalisten wollten das Thema nicht vertiefen. Nicht jetzt. Mende kam deshalb auf etwas anderes zu sprechen: »Dort vorne steht ein Kleintransporter, offensichtlich von der Bauaufsicht. Haben Sie eine Ahnung, wo sich die Person aufhält, die damit unterwegs ist?«

Bulling holte tief Luft. »Das Auto wird dem Mitterhofer gehören, nehm ich mal an. Simon Mitterhofer. Einer von der Bauaufsicht ...« Er brauchte einige Momente, um eine passende Formulierung zu finden. »Der kommt zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten dahergelaufen.«

»Er war heute Nacht auch schon hier?«, wurde Mende hellhörig.

»Ja, vor drei, vier Stunden, genau hab ich nicht aufge-

passt. Er war hier und hat im Rettungscontainer den Feuerlöscher kontrolliert. Letztes Prüfungsdatum und so weiter. Eigentlich völliger Quatsch. Wir sind gerade mal knapp zweieinhalb Jahre hier. Da werden wohl kaum uralte Feuerlöscher rumhängen.«

»Und das macht er mitten in der Nacht? Danach ist er wieder gegangen?«

»Angebliche Kontrollgänge, unangekündigt natürlich. Wenn Sie mich fragen: reine Langeweile. Schikane. Aber ich weiß nicht, wohin er dann gegangen ist. Bei mir hat das Telefon geschellt und ich bin hier rein zum Telefonieren.« Bulling lehnte sich zurück und verschränkte die Arme.

»Wenn er nicht zu seinem Auto ist, wo könnte er dann geblieben sein?«, bohrte Mende hartnäckig weiter.

»Rüber in den Weststollen. Da vorne durch den Querschlag.« Bulling zeigte in die entsprechende Richtung.

»Ihnen ist aber nicht aufgefallen, dass sein Auto noch immer hier vorne steht?«

»Ich weiß nicht, wo es steht«, gab Bulling leicht gereizt zurück. »Wenn es vor der Brechanlage steht, kann ich es von hier aus nicht sehen. Außerdem sind das fast 50 Meter. Aber Sie haben's doch geseh'n.«

»Und wenn Ihnen das Auto aufgefallen wäre? Wäre es für Sie ein Grund gewesen, jetzt einmal nachzuschauen, wo dieser Mitterhofer geblieben ist?«

»Ich könnte nicht mal mit Bestimmtheit sagen, ob es Mitterhofers Auto ist. Die Fahrzeuge hier haben meist gar kein Kennzeichen, weil sie nie außerhalb des Geländes genutzt werden. Hätten Sie mir jetzt nicht gesagt, dieses Auto gehöre der Bauaufsicht, hätte ich es auch nicht unbedingt mit Mitterhofer in Verbindung gebracht.«

»Sie wollen also damit sagen, dass Sie sich über das Auto, sofern Sie es beim Verlassen des Stollens gesehen hätten, gar

keine allzu großen Gedanken gemacht hätten?«, vergewisserte sich der Kriminalist.

»Ja, genau das hab ich gemeint.« Bulling kratzte sich im Oberlippenbart. »Wie ich doch schon sagte: Auf so einer Großbaustelle, wo viele Firmen zusammenarbeiten, wo Menschen nahezu aller Altersgruppen, unterschiedlicher Nationalitäten und mit ihren verschiedenartigen Mentalitäten aufeinandertreffen, da ist manches anders als woanders. Da gibt's auch soziale Kluften – zwischen den gut verdienenden Österreichern und den Leiharbeitern aus Polen. Das Lohnniveau von uns Deutschen kann mit dem der Österreicher auch nicht mithalten.«

»Nun mal ganz konkret gefragt«, gab sich der Kriminalist entschlossen: »Wenn da draußen ein Mensch in diese Brechanlage fällt – würden Sie das auf jeden Fall mitkriegen, oder ist es denkbar, dass dies an Ihnen vorbeigeht? Eigentlich ist es doch Ihr Job, diesen Arbeitsablauf zu überwachen, oder sehe ich das falsch?«

Bullings Gesichtszüge versteinerten sich. »Sie wollen damit also sagen, dass da ein Mensch ...?«

»Ich habe Sie etwas Konkretes gefragt und bitte Sie um eine konkrete Antwort.«

Bulling war ob dieser energischen Aufforderung sichtlich irritiert. »Ich hab Ihnen doch gesagt, ich steh nicht ständig neben dieser Anlage. Wenn da draußen einer reinfällt oder ein Verrückter reinspringt, krieg ich das natürlich nicht unbedingt mit, wenn ich nicht danebenstehe. Und das tue ich nicht immer. Sie müssen bedenken, dass es hier im Normalfall ziemlich laut zugeht. Üblicherweise dröhnen hier die Maschinen; die Brechanlage ist höllisch laut, das Förderband ebenso, und dann rauscht auch noch die Belüftungsanlage, wie Sie feststellen können. Hilfeschreie sind bei vollem Betrieb mit Sicherheit nicht zu hören. Schon

gar nicht, wenn ich hier drin telefoniere oder auf der Toilette bin.« Bulling bemerkte, dass ihm die beiden Kriminalisten aufmerksam zuhörten. Er wurde zunehmend unsicherer: »Befürchten Sie denn, dass hier ein Unfall passiert ist? Hier, an dieser Anlage bei mir?«

Mende sah seinem Gegenüber fest in die Augen und ergänzte dessen Frage: »Oder ein entsetzliches Verbrechen. Ein so entsetzliches, dass der Täter, der so etwas tut, besonders skrupellos sein muss.«

Bulling nickte betroffen.

Wie viel Zeit inzwischen verstrichen war, konnte die Person, die in dem Plastikrohr nahezu regungslos verharrte, nicht annähernd schätzen. Gefühlt wahrscheinlich zwei Stunden, in Wirklichkeit vermutlich nicht mal eine halbe. Die Armbanduhr hatte keine Leuchtfunktion, und auch sonst gab es nichts, aus dem sich die Zeit hätte erahnen lassen. Die liegende Körperhaltung verursachte Rückenschmerzen und ließ, eingezwängt in das kreisrunde Rohr, gerade einige seitliche Drehbewegungen zu. Drei-, viermal hatten grelle Lichtblitze starker Scheinwerfer an der Öffnung gezuckt. Außerdem wurde die Luft stickiger, verursacht durch feinen Staub, den der Helikopter unablässig aufwirbelte. Die Triebwerke mit ihren Rotoren tobten gewiss nur in geringer Höhe. Der Rotorenlärm verschluckte gnadenlos jedes andere Geräusch, sofern es überhaupt eines gab. Aber ganz sicher musste es da draußen andere Geräusche geben. Den vielen Einsatzfahrzeugen zufolge, die auf das Gelände gekommen waren, wimmelte es gewiss von unzähligen Polizisten, Feuerwehrleuten und vermutlich auch Rettungssanitätern. Nicht umsonst schwebte der Hubschrauber so lange in der Luft. Dies alles ließ befürchten, dass kein Ende des Einsatzes absehbar war. Vermutlich vergingen noch Stun-

den, bis alle wieder das Areal verlassen hatten. Und dann war's sicher längst taghell. Überhaupt: Jetzt Ende Juni, kurz nach der Sommersonnwende, ging die Sonne doch bereits kurz nach fünf auf. Inzwischen rebellierte die Blase, die irgendwann ihr dringendes Bedürfnis nicht mehr würde zurückhalten können. Tausend Gedanken schossen durch den Kopf – und sie alle erbrachten nur eine Erkenntnis: Die Lage ist aussichtslos. Spätestens dann, wenn sie Spürhunde einsetzten, war alles vorbei. Und sie würden kommen, diese Hunde. Also doch wieder raus? Am besten noch, solange es dunkel war und da draußen ein unübersichtliches Durcheinander herrschte, in dem zumindest eine geringe Chance bestand, zu entkommen. Aber der Hubschrauber? Hatte er Videokameras an Bord? Wärmebildkameras, Nachtsichtgeräte? Sie würden vermutlich sofort erkennen, wenn jemand aus einem der gestapelten Rohre kroch. Oder vielleicht doch nicht? Wenn es wenigstens möglich wäre, einen vorsichtigen Blick aus der Öffnung zu riskieren. Diese war zwar nur einen halben Meter von den Füßen entfernt, aber ein Hinauskriechen würde bedeuten, dass zuerst der ganze Körper im Freien sein müsste, um sich orientieren zu können. Und vorwärts bis zum andern Ende des gewiss mehr als zehn Meter langen Rohres zu robben, kam allein schon der erforderlichen Kraftanstrengung wegen nicht infrage. Von der zunehmenden Klaustrophobie, dieser panischen Angst vor der Enge, die in der staubigen Luft unerträglich zu werden schien, einmal ganz abgesehen. Zurück, vorwärts, ausharren? Die Platzangst drohte inzwischen jeden beruhigenden Gedanken aufzufressen. Panik bemächtigte sich des ganzen Körpers.

Häberle hatte während der Fahrt über die nächtliche Albhochfläche mit sich gerungen, ob er seinen jungen Kolle-

gen Mike Linkohr aus dem Schlaf klingeln sollte. Doch bei dem Gedanken, ihn womöglich beim trauten Zusammensein mit einer »neuen Flamme« zu stören, nahm er davon Abstand. Er wollte schließlich nicht schuld daran sein, falls eine neuerliche Beziehung seines Kollegen schon wieder in die Brüche ging. Viel zu oft schon war dies geschehen. Dabei hatte es voriges Jahr ganz danach ausgesehen, als würde es mit einer jungen Beamtin des Spezialeinsatzkommandos etwas fürs Leben werden. Weshalb es für Linkohr wieder in einem Desaster endete, vermochte Häberle bis heute nicht nachzuvollziehen. Jedenfalls war die Kollegin längst wieder versetzt worden.

Vorläufig ging's auch ohne Linkohr, beschloss der Chefermittler. Er wollte erst einmal selbst sondieren, ob der Einsatz tatsächlich so aufregend war, wie es am Telefon geklungen hatte.

Vermutlich wuselte es inzwischen auf der Baustelle von jeder Menge Wichtigtuern aus Ulm. Vor allem aber – das hatte Häberle bereits erfahren – war mit dem Polizeipräsidenten höchstpersönlich zu rechnen. Schließlich konnte ein mögliches Tötungsdelikt an der Neubaustrecke der Eisenbahn auch eine politische Dimension haben. Angesichts der Vorfälle um »Stuttgart 21« galt alles, was im Dunstkreis dieses Projekts geschah, als heißes Eisen. Schon jetzt malte sich Häberle aus, wie wieder Maulkörbe verpasst und die höchste Geheimhaltungsstufe ausgerufen wurde. Obwohl jeder, der die Mechanismen der Medien kannte, eigentlich wissen musste, dass dann alles viel schlimmer wurde: Sowohl die Journalisten als auch die ewigen Projektgegner würden so lange bohren und recherchieren, bis die Öffentlichkeit wieder über die angebliche Unfähigkeit der Planer sowie über Sinn und Unsinn dieser Neubaustrecke diskutierte. Garantiert würde erneut das ganze Reper-

toire von Sicherheitsmängeln und fragwürdigen Gutachten aufgewärmt.

Noch einen Monat, kam es Häberle in den Sinn. Mit heute 24 Arbeitstage – dann hatte er den ganzen Irrsinn hinter sich. Den Irrsinn mit dieser unausgegorenen baden-württembergischen Poizeireform und den ewigen Schönrednern und Dummschwätzern. Dann würde er sich zurückziehen, weiterhin den jungen Frauen der Turnerschaft Göppingen den Judo-Sport nahebringen und im Wohnmobil ausgedehnte Reisen unternehmen. Doch je näher der Termin rückte, umso stärker drängte sich ein anderer Gedanke in den Vordergrund, den er nie für möglich gehalten hätte: Dann wirst du nie wieder einen großen Fall lösen dürfen. Nie wieder. Er verdrängte diese Vorstellung. Nein, er gehörte doch nicht zu denen, deren einziger Lebensinhalt der Beruf war. Womöglich bis ins hohe Alter. Zu glauben, man sei unersetzlich, war eine fatale Fehleinschätzung. Es war besser, den richtigen Zeitpunkt zum Gehen selbst zu bestimmen, als abzuwarten, bis sich keiner mehr zu sagen traute, es sei höchste Zeit, zu verschwinden.

Nein, er wollte sich von niemandem mehr fremdbestimmen lassen – schon gar nicht von jenen, die mangelnde Kompetenz durch Arroganz auszugleichen versuchten. Noch immer hatte er das Zerwürfnis mit der Ulmer Polizeiführung nicht überwunden, von der er voriges Jahr wegen seiner zugegebenermaßen etwas unkonventionellen Ermittlungen in Italien gemäßregelt worden war. Weil er jedoch den politisch durchaus delikaten Fall sehr pragmatisch, vor allem aber erfolgreich gelöst hatte und es sogar gelungen war, die Medien einigermaßen fernzuhalten, konnte ihm dienstlich kein Strick daraus gedreht werden. Allerdings dürfte dabei auch das nahende Ende seiner Dienstzeit eine Rolle gespielt haben. Schließlich wäre es in der Öffent-

lichkeit nicht gut angekommen, hätte man einen weithin bekannten und beliebten Ermittler noch kurz vor der Pensionierung in die Wüste geschickt.

Das Verhältnis nach Ulm war seither jedenfalls frostig. Umso mehr wunderte er sich, dass er jetzt sogar mitten in der Nacht nach Hohenstadt gerufen wurde. Das konnte zweierlei bedeuten, überlegte er: Entweder fand sich kein kompetenter Kriminalist, der bereit gewesen war, um diese Zeit die Ermittlungen zu übernehmen, was ziemlich wahrscheinlich war – oder irgendjemand in Ulm hatte sich tatsächlich durchgesetzt und ihn für den Richtigen gehalten. Häberle nahm sich vor, die Begegnung mit dem Polizeipräsidenten emotionslos anzugehen. Mit Hohenstadt verbanden ihn ohnehin gemischte Gefühle. Vor ziemlich genau zehn Jahren hatte er sich dort oben mit dem bis heute nebulös gebliebenen Fall einer verkohlten Leiche herumschlagen müssen. Wenn er daran denken musste, quälte ihn noch immer der Gedanke, damals möglicherweise einem Trugschluss aufgesessen zu sein.

Auch diesmal, so dachte er, als er von Weitem den grellen Lichtkegel des schwebenden Hubschraubers sah, schien es nicht gerade einfach zu werden. Schließlich gab es bislang nur den Teil einer Leiche. Und wer konnte jetzt schon sagen, dass es überhaupt eine ganze gab?

War es tatsächlich so oder eine Täuschung? War es nur Einbildung und ein Wunschtraum, der den Realitätssinn vollends lähmte? Nein, nein, meldete sich die Vernunft: Der Helikopter hatte abgedreht, sein Dröhnen war eine Nuance leiser geworden. Vermutlich war die Position geändert worden.

Rücken und Nacken schmerzten höllisch, das rechte Bein fühlte sich taub an. Die Person, die noch immer ein-

gezwängt in dem engen Rohr und in stickiger Luft durchhielt, verspürte zum ersten Mal nach einer halben Ewigkeit quälenden Wartens, wie sich ein Teil der Spannung langsam löste. Die Entscheidung war gefallen: nichts wie raus aus diesem selbst gewählten Gefängnis, solange der Morgen noch nicht graute. Es kostete viel Kraft, das Fußgelenk so weit wie möglich anzuwinkeln, um in dem Plastikrohr mit den Absätzen der Schuhe einen einigermaßen griffigen Halt zu finden. Nur so konnte sich die auf dem Rücken liegende Person Zentimeter für Zentimeter zurück zum Eingang ziehen, während die Hände überm Kopf gleichzeitig den ganzen Körper in diese Richtung zu schieben versuchten.

Der Magen rebellierte, das Gedärm blähte und die Blase drohte zu platzen. Jetzt galt es, die Zähne zusammenzubeißen und sich auch nicht von dem anschwellenden Motorengeräusch einer Baumaschine nervös machen zu lassen. Die Person atmete schwer, als die Schuhabsätze nach unzähligen kleinen ruckartigen Bewegungen endlich den Rand des Rohres ertasteten. Weil das dröhnende Maschinengeräusch wieder abgeebbt, der Hubschrauber aber wieder lauter geworden war, war Eile geboten. Die Schuhe fanden auf dem geschotterten Untergrund besseren Halt, sodass endlich die Knie ins Freie ragten und sich der Oberkörper nun vollends aus dem engen Gefängnis schieben ließ.

Augenblicke später erhob sich die dunkel gekleidete Gestalt vorsichtig und unter starken Schmerzen aus der Rückenlage, blieb aber in geduckter Haltung an das Rohr gelehnt stehen. Die Deponie nebenan war noch immer in gleißendes Scheinwerferlicht getaucht, die Feuerwehdrehleiter ragte in den Nachthimmel, und zu dem hell erleuchteten Stück Förderband, das von hier aus zu sehen war, reckten sich die Arbeitsplattformen von hydraulischen Hubsteigern hinauf. Auf deren Plattformen versuchten

mehrere Dutzend Einsatzkräfte hämmernd und bohrend, die Abdeckungen zu entfernen. Immer wieder segelten irgendwelche weggeworfenen Blechteile oder Planenstücke zu Boden.

Die Person verschmolz langsam mit dem tiefschwarzen Schatten, den eine dieser mächtigen Abraumhalden im Scheinwerferlicht warf. Eines war klar: Wenn es überhaupt eine Chance gab, in diesem hektischen Treiben der unzähligen Menschen zu entkommen, dann nicht durch verdächtiges Davonschleichen, sondern durch offensives Vorgehen.

Drei, vier Minuten lang schätzte die Gestalt die Situation ein, beobachtete den Helikopter und kämpfte mit der Frage, ob es auf dem weitläufigen Gelände gelingen konnte, unauffällig zwischen die vielen Menschen unterzutauchen. Solange es noch dunkel war und die Baustelle nur punktuell beleuchtet wurde, würde in dem Durcheinander von Einsatzkräften, Bauarbeitern und ganz normal gekleideten Personen kaum jemand auffallen, der keiner dieser Gruppen angehörte. Wichtig war es nur, jetzt keine Unsicherheit zu zeigen und so zu tun, als habe man, wie all die vielen anderen, eine wichtige Aufgabe zu erledigen. Nur drüben am Ausgang galt es nachher, Vorsicht walten zu lassen. Möglicherweise war dort ein Securitymann postiert, der jetzt in den Nachtstunden das Gelände bewachte. Wer jetzt zu Fuß hinausging, war verdächtig. Denn schließlich gab es draußen in der näheren Umgebung des Areals nicht einmal einen Parkplatz.

Noch während sich die Gedanken darum drehten, erhob sich die Person langsam, um aus dem dunklen Hintergrund des Geschehens in das fahle Streulicht der Scheinwerfer zu huschen. Doch die Erleichterung, diese Schritte gewagt zu haben, wurde von einer schockierenden Feststellung zunichtegemacht: Sie war weg. Die Kamera war weg. Auch

nervöses Durchsuchen aller Jacken- und Hosentaschen half nichts. Nirgendwo war die Kamera zu ertasten. Natürlich. Sie war in dem Rohr verloren gegangen. Du Idiot, hallte es durch den Kopf. Du verdammter Idiot! Du hast wie ein erbärmlicher Anfänger ein Beweismittel hinterlassen. Und jetzt?, dröhnte die innere Stimme im Schädel.

Häberle hatte das Ziel nicht verfehlen können. Der am Nachthimmel schwebende und weithin sichtbare Hubschrauber wies mit seinen Scheinwerfern die Richtung. Trotzdem bedurfte es noch einiger Ortskenntnisse, um die offizielle Zufahrt zur Baustelle zu finden. Dort waren dann aber die großflächigen Tafeln nicht zu übersehen, mit denen auf das Bahnprojekt, das Portal Hohenstadt und die daran beteiligten Firmen hingewiesen wurde. Nach einigen Hundert Metern erreichte er das umzäunte Areal, dessen Zufahrtsschranke wider Erwarten offen war. Er folgte, wie von den Kollegen am Funk beschrieben, zunächst dem Asphaltweg, passierte die zweistöckigen Wohncontainer und traf nach den flachen Bürocontainern auf die Baustraße, entlang derer sich die Einsatzfahrzeuge bis zum Lichtkegel des Hubschraubers aneinanderreiheten. Häberle ließ seinen Wagen langsam an ihnen vorbeifahren und musste schließlich vor einer Gruppe Männer anhalten, die dicht gedrängt am rot-weißen Absperrband standen. Der Kriminalist betätigte die Lichtupe, worauf von vorne ein Uniformierter auftauchte, der offenbar über sein Kommen informiert war und mit einer forschenden Handbewegung die Neugierigen zur Seite scheuchte. Dann öffnete er die Absperrung und ließ Häberle noch ein Stück weiter in Richtung Deponie fahren. Dort verfolgte mehr als ein Dutzend Personen, vom Scheinwerfer des Hubschraubers und einiger Lichtmasten grell angestrahlt, wie sich die Feuerwehrdrehleiter langsam

hob. Vorne an ihr war der Rettungskorb befestigt, mit dem bei Brandeinsätzen bedrohte Bewohner aus oberen Etagen geholt werden konnten. Jetzt nutzte ihn ein Kriminalist, um diese Abraumhalde von oben aus der Nähe inspizieren zu können. Neben ihm hantierte ein Feuerwehrmann mit einigen Schalthebeln und manövrierte den Korb in die gewünschte Position, musste jedoch darauf achten, dass er nicht gegen das Transportband stieß.

Häberle ging pflichtgemäß auf den Polizeipräsidenten zu, um den herum sich die Einsatzkräfte mit höheren Dienstgraden scharten. Nach einer unterkühlten Begrüßung, die allein schon des großen Lärms wegen kurz und knapp ausfiel, gab ihm der Präsident per Zuruf zu verstehen, ihn zu einem Mannschaftstransportwagen zu begleiten, in dem bei geschlossener Tür ein Gespräch in normaler Lautstärke möglich war.

»Betrachten Sie's als Zeichen dafür, dass ich Sie trotz der Geschichte aus dem vergangenen Jahr für befähigt halte, die Ermittlungen zu übernehmen«, begann Ulms oberster Polizeichef, auf dessen Schulterklappen der Uniformjacke zwei goldene Sterne, umgeben von einem halbkreisförmigen Eichenkranz prangten. Gewiss sein ganzer Stolz, dachte Häberle, ohne auf dessen versöhnliche Bemerkung einzugehen. Er lehnte sich auf dem unbequemen Sitz zurück und sah an dem Präsidenten vorbei zur Fensterscheibe, in der nur die Strahlenkränze der grellen Scheinwerfer zu erkennen waren.

»Über den Stand der Dinge sind Sie sicher informiert«, gab sich der Polizeichef sachlich, um trotzdem zusammenzufassen: »Menschliche Hand aufgefunden – hier auf dieser Abraumhalde«, er deutete in die entsprechende Richtung, »und der Verdacht liegt nahe, dass sich dort noch weitere Teile eines Körpers finden.«

Häberle räusperte sich. »Wir müssen also davon ausgehen, dass wir's mit einer zerstückelten Leiche zu tun haben«, brachte er es emotionslos auf den Punkt.

»Nach Lage der Dinge, ja.«

»Gibt es schon Erkenntnisse darüber, wann etwa die Hand abgetrennt wurde?«

»Schwierig zu sagen. Der Notarzt geht von maximal zwölf Stunden aus.«

»Ach«, entfuhr es Häberle. »Das heißt, wir haben's mit einem ganz aktuellen Ereignis zu tun.«

»Davon ist auszugehen. Deshalb ist zu befürchten, dass dort, wo das Transportband endet, noch weitere Teile zu finden sind.«

»Die Hand«, überlegte Häberle, »lag aber nicht oben, sondern ziemlich weit unten, wenn ich das richtig verstanden habe.«

»Der Fahrer eines Radladers hat sie entdeckt, wohl eher zufällig. Sie wird vermutlich über die steile Halde mit dem Gestein herabgerutscht sein.«

»Denkbar«, konstatierte Häberle. »Aber es könnte sie genau so gut jemand dort hingeworfen haben.« Er überlegte. »Falls sie vom Förderband kam, könnte es auch ein Unfall gewesen sein. Oder kann dies bereits völlig ausgeschlossen werden?«

»Kann es natürlich nicht. Mende und Keller schauen sich die Anlage derzeit an.«

»Vermisst wird niemand?«, fragte Häberle.

»Wie soll man das jetzt schon wissen? Hier wird rund um die Uhr gearbeitet und gewohnt. Wir werden uns zuerst die Abläufe anschauen müssen.« Häberle wollte etwas sagen, doch der Präsident fiel ihm ins Wort: »Noch etwas, Herr Häberle. Auch wenn Sie es nicht gerne hören wollen, aber Sie sollten bei der Vorgehensweise im Auge

behalten, dass wir's hier mit einer sehr sensiblen Baustelle zu tun haben.«

Schon wieder, ärgerte sich Häberle. Natürlich. Das gesamte Eisenbahnprojekt war noch immer ein Politikum mit großer Geheimnistuerei. Und in einem Dreivierteljahr waren in Baden-Württemberg wieder Landtagswahlen. Da durfte innerhalb der reformgebeutelten Polizei jetzt nichts mehr anbrennen, denn – wer weiß – möglicherweise gehörte der nächste Innenminister wieder einer anderen politischen Richtung an.

»Auch wenn die Bahn gesteigertes Interesse daran haben dürfte, so ein Verbrechen – wenn's denn eines war – zu verschweigen, wird sich dies nicht durchhalten lassen«, erwiderte Häberle süffisant. »Halb Hohenstadt wird bei diesem Höllen-Spektakel schon jetzt auf den Beinen sein. Da werden wir kaum verkünden können, alles sei nur halb so schlimm oder gar nur eine Übung gewesen.«

Der Präsident holte tief Luft und verzichtete auf eine Entgegnung. Stattdessen gab er zu bedenken: »Wir können nicht ausschließen, dass militante Projektgegner einen Anschlag verübt haben. Oder vielleicht sogar Terroristen.«

Häberle musste sich insgeheim eingestehen, an diese Varianten noch gar nicht gedacht zu haben. Damit hätte der Protest, der sich bisher auf Stuttgart beschränkt hatte, eine völlig neue Qualität bekommen.

»Wer ist hier der Chef der Baustelle?«, fragte er, um sich die Vorgehensweise zurechtlegen zu können.

»Bauherr ist die Bahn, das ist klar. Es ist noch niemand von denen da. Was den Stollenbau angeht, handelt es sich um eine Arbeitsgemeinschaft von mehreren Firmen. Ein Bauingenieur ist wohl bereits vor Ort. Aber für die Brechanlagen und das Förderband ist wieder eine andere Firma zuständig.«

Häberle malte sich mit gemischten Gefühlen aus, welcher immenser Ermittlungsaufwand ihm bevorstand. »Mit fünf, sechs Mann kommen wir da nicht weiter«, warf er ein.

»Wer sagt denn ›fünf, sechs Mann‹«, fuhr ihm der Präsident barsch über den Mund. »Sie kriegen, was Sie brauchen – falls wir es mit einem Verbrechen zu tun haben. Ich werde von jedem Polizeirevier ein paar Mann abstellen.«

Häberle nahm's kommentarlos zur Kenntnis, wohl wissend, dass die Personaldecke in den einzelnen Revieren inzwischen so dünn geworden war, dass von dort guten Gewissens kein einziger Beamter mehr abgezogen werden konnte.

Noch bevor er seine Wünsche zur Ausstattung einer Sonderkommission äußern konnte, klopfte es zaghaft an die hintere Seitentür des Kombis. Der Präsident beugte sich zum Türgriff und öffnete, worauf sofort das schmetternde Rotorengeräusch des Helikopters in voller Intensität über sie hereinbrach. Draußen stand ein Uniformierter, der mit Handzeichen zu verstehen gab, dass er etwas mitteilen wolle. Er bückte sich in den Kombi hinein, legte beide Hände trichterförmig um den Mund, um schreiend den höllischen Lärm zu übertönen: »Sie haben noch was gefunden.«

3

Die Männer, die sich in den beiden Stollen Zentimeter um Zentimeter in das Gebirge hineinkämpften, waren bereits vor über einer Stunde aufgefordert worden, ihre Arbeit einzustellen. Einen Grund hatte man ihnen nicht genannt. Es war ihnen übers interne Handynetzt lediglich mitgeteilt worden, dass die Entscheidung nichts mit mangelnder Sicherheit zu tun habe, sondern »aus organisatorischen Gründen« erfolge. Sie waren dennoch beunruhigt, schließlich standen sie doch unter einem enormen Zeitdruck, weshalb rund um die Uhr gearbeitet werden musste. Jetzt, nachdem alle Maschinen abgestellt waren, herrschte eine geradezu bedrohliche Stille in dieser Unterwelt. Nirgendwo in diesem inzwischen dreieinhalb Kilometer langen Stollen dröhnte mehr eine Maschine. Nur das monotone Rauschen der Belüftungsanlage bescherte den geplagten Ohren der Männer ein sanftes Geräusch. Irgendwo klatschte tropfendes Wasser in eine Pfütze.

Das Warten auf eine neue Nachricht zog sich quälend in die Länge. Inzwischen häuften sich die gegenseitig gestellten Fragen, auf die es keine Antworten gab, weil alles, was vermutet wurde, nur Spekulation war. Auch der Kontakt zu den Kollegen im Parallelstollen erbrachte keine weiteren Erkenntnisse. Wäre jedoch etwas Ernstes geschehen, darin waren sie sich einig, hätte man sie längst alle zum Verlassen des Stollens oder zum Rückzug in einen Rettungscontainer aufgefordert.

Als erfahrene Mineure, die sie waren, hatten sie volles Vertrauen in die Technik und erst recht in die Kollegen

außerhalb des Berges. Und als Team konnten sie sich ohnehin aufeinander verlassen. Insbesondere hier unten galt es, in jeder Situation Ruhe zu bewahren.

Außerdem gab's für den Notfall besagten rauchgasdichten Rettungscontainer, in dem für jeden ein Set zur Notfallbeatmung bereitlag: eine Atemmaske, die mit einem Gerät verbunden war, das die Atemluft wieder mit Sauerstoff anreicherte. Sie fühlten sich als eine verschworene Gemeinschaft, in der junge und ältere Kollegen 100-prozentig miteinander harmonierten. Konkurrenzdenken war hier unten fehl am Platze, ja sogar gefährlich. Damit dies über Jahre hinweg problemlos funktionierte, wurde die personelle Zusammensetzung der Teams auch so gut wie nie verändert – und sie blieben selbst dann beieinander, wenn's auf eine neue Baustelle ging. Dies mochte auch daran liegen, dass die österreichischen Tunnelbauer häufig sogar miteinander verwandt waren. In manchen Familien hatte der Beruf des Mineurs über Generationen hinweg eine lange Tradition.

In Kärnten und in der Steiermark schien die Faszination dieses Berufes noch nichts von ihrer Anziehungskraft verloren zu haben – und dies, obwohl der Job trotz aller modernen Maschinen eine Knochenarbeit war. Aber den Kampf mit dem Berg aufzunehmen, das hatte auch mit Pioniergeist zu tun. An einem Projekt beteiligt zu sein, das noch in Hunderten von Jahren den Menschen künftiger Generationen Respekt abverlangte, das war schon ein besonderes Gefühl. Und außerdem konnte man auf solchen Baustellen gutes Geld verdienen. Dafür jedoch musste man einen Teil des Familienlebens opfern, oft jahrelang in Wohnbaracken hausen und sich damit abfinden, nur alle zehn Tage nach Hause fahren zu können. Dann gab's zwar turnusmäßig fünf Tage frei, doch oft gingen schon zwei davon für die weite Hin- und Rückfahrt drauf. Die deutschen Kol-

legen sahen trotzdem bisweilen neidisch auf die österreichischen, die von ihren Firmen nach besseren Tarifverträgen entlohnt werden mussten. Dass polnische Leiharbeiter noch weitaus weniger verdienten, ließ herbe Kritik an diesen sozialen Verwerfungen aufkommen.

Als endlich eine Nachricht von draußen eintraf, war dies keine Aufforderung, den Schichtbetrieb wieder aufzunehmen, sondern die Anweisung, bis zur Brechanlage am Förderband zurückzukehren. Wieder ohne Nennung von Gründen.

Dort warteten Bulling und die beiden Kriminalisten auf ihr Eintreffen.

Während im Oststollen von Weitem zwei Lichtpunkte auftauchten, die zwischen den Reihen greller Leuchtstoffröhren flackerten und auf ein Fahrzeug schließen ließen, das auf holprigem Untergrund näher kam, bog bereits vom Weststollen ein völlig verschmutzter Kombi aus dem Querschlag in Richtung der Brechanlage ein.

Sechs Männer stiegen aus, deren widerstandsfähige Kleidung dick mit feuchtem Lehm überzogen war. Die Farbe ihrer Helme ließ sich nur erahnen, und in den Gesichtern klebte der erdige Schmutz einer langen Nachtschicht. Während sie mit kritischen Blicken einen Gruß murmelten, der sich wie »Servus mitanand« anhörte, bat Bulling noch um Geduld, bis die Kollegen aus dem anderen Fahrzeug eintrafen. Eine halbe Minute verstrich in gespannter Stille. Dann endlich kletterten auch die anderen ebenso verschmutzt aus einem Kastenwagen. Dass sie nicht nur von Bulling, sondern auch von zwei Männern erwartet wurden, die mit ihrer legeren Kleidung in keiner Weise zu dieser Umgebung passten, steigerte ihr Misstrauen.

Bulling wischte sich mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn. Ihm war es nach dem Gespräch mit den beiden

Kriminalisten trotz der relativ kühlen Temperatur, die hier im Stollen herrschte, noch immer heiß. »Um es kurz zu machen«, sagte er und schaute einen nach dem anderen der Mineure an, »es hat ein Unglück gegeben.« Nach diesen Worten blieb es so still, dass trotz des Frischluftgebläses tropfendes Wasser zu hören war. Bulling räusperte sich und fuhr fort: »Die Herren sind von der Ulmer Kriminalpolizei, und sie haben angeordnet, dass die Arbeiten eingestellt werden müssen.« Die Mineure wandten keinen Blick von ihm. »Wir müssen befürchten, dass jemand in die Brechanlage geraten ist.«

Einige der Mineure verzogen ihr Gesicht, denn sie waren sich sofort bewusst, welche Konsequenzen dies nach sich zog. Kriminalist Philip Mende sah die Gelegenheit gekommen, das Gespräch an sich zu reißen. »Ich darf uns vorstellen. Das hier«, er zeigte auf den Mann neben sich, »ist mein Kollege Thomas Keller, und ich bin Philip Mende. Wir sind hierhergekommen, um den Arbeitsablauf kennenzulernen. Also wo das, was Herr Bulling bereits angedeutet hat, geschehen sein könnte.«

»Entschuldigen S'«, meldete sich einer der Älteren aus der Gruppe mit steirischem Dialekt. »Woaß ma denn, um wen es sich bei dem Verunglückten handelt?«

»Das können wir leider nicht sagen. Wir haben sogar eine geringe Hoffnung, die Person noch lebend zu finden.«

»Entschuldigen S'«, unterbrach ihn ein anderer der zwölf Männer, die sich im Halbkreis versammelt hatten, »wie darf man das verstehen?«

Mende zeigte Verständnis für die Neugier, entschied aber, nicht allzu sehr ins Detail zu gehen. »Wir haben bisher nur eine abgetrennte Hand gefunden draußen auf der Abraumhalde.«

Wieder machte sich betretene Stille breit. Alle konnten sich vorstellen, was Mendes Hinweis bedeutete. Der Kriminalist kam deshalb auf sein Anliegen zurück. »Wir sind gerade dabei, die Situation auf der Baustelle sowohl hier drinnen als auch draußen zu sondieren. Das heißt: Wir brauchen die Personalien aller, die heute Nacht auf der Deponie oder hier im Stollen arbeiten.«

Ein kurzes Raunen ging durch die Gruppe der Mineure. Mende wollte gar nicht so genau hinhören. Wahrscheinlich befürchteten alle bereits Unannehmlichkeiten mit der Polizei und zum Kreis der Verdächtigen zu gehören, falls ein Fremdverschulden aufgedeckt würde. »Keine Sorge, meine Herren«, beruhigte der Kriminalist, »unsere Maßnahme betrifft alle gleichermaßen: die Poliere genauso wie die Bauingenieure oder wer auch sonst noch alles hier ist.« Er hatte dies mit einem Seitenblick auf Bulling gesagt, der nun zustimmend nickte. »Zum Verständnis«, fuhr Mende an die Männer gewandt fort: »Sie waren also zu sechst jeweils in einem dieser beiden Stollen. Darf ich fragen, wie weit das von hier etwa entfernt ist?«

Die Männer sahen sich gegenseitig an, bis der offenbar älteste sich mit breitem kärntnerischen Dialekt zu einer Antwort durchrang: »Mir san fast gleich weit. Von hier dürften's jetzt so um die 300 Meter bis zum Vortrieb sein.«

»Seit wann sind Sie heute schon hier drin – ich meine, wann hat Ihre Schicht begonnen?«

»Um sechs am Abend.«

»Und seither sind Sie dann alle sechs jeweils die ganze Zeit zusammen?«

Eine junge Stimme fuhr dazwischen: »Woll'n S' jetzt ein Alibi von uns oder was?«

»Ich sagte doch«, blieb Mende gelassen, »wir wollen nur wissen, wer wann wo war. Nicht als Alibi, sondern um

überhaupt abschätzen zu können, wie sich die Situation dargestellt hat.«

»Wir war'n die meiste Zeit z'samm. Wie immer«, erklärte jener, der sich zum Wortführer gemacht und sich inzwischen als Stefan Pichler vorgestellt hatte. »Aber Sie müssen sich das so vorstell'n, dass wir in regelmäßigen Abständen das Abraummateriale hierher zur Brechanlage fahr'n müssen. Nach jeder Sprengung. Denn dort hinten, wo wir arbeit'n, am Vortrieb, wenn S' versteh'n, was ich mein, da geht's ziemlich eng her. Wir treib'n den Stoll'n ja nicht gleich in der Größe, wie Sie ihn hier seh'n, in den Berg, sondern anfangs nur im oberen Drittel. Man nennt das die ›Kalotte‹. Erst wenn wir wieder ein paar Meter g'schafft ham und die ›Firte‹, also das Gewölbe, mit Stahlmatten und Spritzbeton gesichert ist, wird das mittlere Drittel abgetragen. Wir sag'n dazu die ›Strosse‹. Da wird gesprengt oder gebaggert, je nachdem, wie hartnäckig das Gebirge ist.«

Mende zeigte sich dankbar für diese Erläuterungen und nickte interessiert. »Und dann erst kommt der untere Teil dran, sozusagen das unterste Drittel vom Stollen?«

»Ja, das haben S' richtig kapiert: die Sohle, also das, auf dem wir hier stehen und auf dem mal das Gleis liegen wird.«

»Und wer bringt dann das Abraummateriale hierher zur Brechanlage?«

»Das macht einer von uns – mit dem Dumper, einem großen Mulden-Lkw bis zum Zwischenlager. Und von da wird's mit dem Radlader zum Brecher gebracht.«

»Wie oft geschieht dies?«

»Je nachdem, wie's vorangeht. Nach einer Sprengung, wenn viel loses Material rumliegt, fährt man öfters. Wenn man aber kräftig bohren oder baggern muss, dauert's länger.«

»Wie oft ist man beispielsweise heute schon in dieser Schicht hin- und hergefahren?«, erkundigte sich Mende weiter.

»Ich kann nur für den Weststoll'n drüb'n reden. Da dürften's jetzt mit dem Radlader vom Zwischenlager hierher seit Schichtwechsel vielleicht 20 Fahrten g'wesen sein.«

Ein anderer Mann stimmte mit sonorer Stimme zu: »Das kann ich auch für'n Oststoll'n hier sag'n.«

»Gibt es ...«, Mende versuchte, seine Frage möglichst harmlos und diplomatisch klingen zu lassen, weshalb er kurz überlegte, »gibt es in jeder Schicht spezielle Fahrer, die für den Radlader oder den Mulden-Lkw zuständig sind, oder geht das reihum?«

»Sowohl als auch«, antwortete Wortführer Stefan Pichler schnell. »Je nachdem, wer a bisschen Abwechslung braucht und wer g'rad mal fahren will.«

»Das heißt also, jeder von Ihnen ist heute Nacht schon mal gefahren?«

Allgemeines Kopfnicken bestätigte dies, worauf Mende sofort weiterbohrte: »Ihnen ist dabei aber hier an dieser Brechanlage nichts Außergewöhnliches aufgefallen?«

Die Männer schüttelten ihre Köpfe und zuckten mit den Schultern, worauf sich erneut Pichler, der nun seinen Helm abnahm und auch den Schweiß von der Stirn wischte, zu Wort meldete: »Sie dürfen mir gerne glaub'n, dass hier, wenn's Unregelmäßigkeiten oder Außergewöhnliches gäbe, sofort drüber g'sproch'n würd'. Hier wird nichts verschwieg'n.«

»Gab's bei diesen Fahrten dann auch Kontakt mit Herrn Bulling?« Mende reagierte nicht auf den erschrockenen Seitenblick jenes Mannes, dessen Namen er soeben ausgesprochen hatte.

»Es kann sein und kann mal wieder nicht sein«, antwortete der Mann aus Kärnten. »Manchmal ist er da, dann winkt man sich zu – oder er ist im Container. Wir brauch'n ihn nicht, wenn wir eine Schaufel voll in die Anlage werf'n.«

»Und andere Personen?«, fragte Mende nach, »waren andere im Stollen?«

Der Mann schien zu überlegen, ob er wieder antworten wollte, rang sich dann aber dazu durch: »Bei uns hat mal diese Geologin vorbeig'schaut, die Frau Frese. War aber sicher reine Routine. So um zehn wird's g'wesen sein. Hat wohl irgendein Messinstrument abgelesen.«

Kommissar Keller notierte den Namen.

»Bei uns im Oststollen«, meldete sich ein anderer unterdessen zu Wort, »war niemand da. Zumindest nicht vorne an der Ortsbrust.«

»Und woanders?«, wurde der Kriminalist hellhörig.

»Wie soll ich das wiss'n? Da müssten S' den Herrn Bulling frag'n.«

Bulling, der den Gesprächen gefolgt war und sich in den Hintergrund zurückgezogen hatte, fühlte alle Augen auf sich gerichtet. Ohne auf eine Bemerkung des Kriminalisten zu warten, gab er zögernd eine Antwort: »Außer dem Mitterhofer war keiner da.«

»Okay«, gab sich Mende zufrieden. »Mein Kollege wird jetzt all Ihre Personalien aufnehmen, und dann müssten wir Sie bitten, dass Sie uns die nächsten Tage zur Verfügung stehen. Wir werden aber versuchen, Sie nicht in Ihrer Ruhephase zu stören. Ist Ihnen denn heute Nacht auch jemand von der Bauaufsicht begegnet?«

Wieder kurzes Schweigen, dann meldete sich erneut Pichler zu Wort, der seinen Helm noch nicht wieder aufgesetzt hatte. »Bauaufsicht? Wieso denn Bauaufsicht?«

Jetzt fühlte sich Bulling zu einer Erklärung veranlasst: »Da vorne unterm Förderband soll ein Auto der Bauaufsicht stehen, sagen die Herren hier. Bei mir ist der Mitterhofer kurz gewesen und hat die Feuerlöcher kontrolliert – heute Nacht. Und dann ist er vermutlich in den Weststollen

rüber. Ich weiß es nicht genau, denn ich wurde ans Telefon gerufen. Danach ist er weg gewesen. Er müsste also in den Weststollen rüber sein.«

Die Mineure aus dem westlichen Teil des Tunnels sahen sich ungläubig an, worauf einer erklärte: »Uns ist er nicht aufgefallen. Weder am Vortrieb noch unterwegs – und auch nicht im Querschlag.«

Mende blieb hartnäckig: »Da sind Sie sich ganz sicher?«

»Ja, absolut.« Alle um ihn herum nickten.

»Gibt es dort eine Möglichkeit, sich zu verstecken?«

»Na ja, Sie haben ja auf der Herfahrt sicher geseh'n, wie's hier drinnen überall aussieht«, erklärte der Mann etwas verlegen. »Auch drüben hat's einen Rettungscontainer, Radlader, Bohrwagen, Spritzmobil, Betonmischer, Bagger, Dumper, Trafostationen und einen Aufenthaltscontainer. Natürlich wird auch nicht jede Ecke ausgeleuchtet.«

Ein anderer mischte sich ein. »Dem Mitterhofer ist ohne Weiteres zuzutrauen, dass er mal wieder den Zustand von irgendeinem dieser Fahrzeuge überprüft hat.«

»Aber gesehen hat ihn niemand?«, bohrte der Kriminalist weiter. »Weder im Weststollen noch im Oststollen – und auch hier nicht?«

Bulling hob verständnislos die Schultern.

Es war nur eine kurze Bewegung gewesen drüben am Eingangsbereich, wo vor den Wohncontainern die Autos der Beschäftigten parkten. Das Licht der wenigen Lampen verblasste im Vergleich zu den grellen Scheinwerfern, die knapp 400 Meter entfernt das Deponiegelände einhüllten, als werde dort gerade ein Action-Film gedreht. Und über allem schwebte noch immer der Helikopter, der für zusätzliche Helligkeit aus der Luft sorgte und gleichzeitig mit den

Aufnahmen seiner Videokameras weiterhin die Einsatzzentrale in Ulm mit Livebildern versorgte.

Alle Schichtarbeiter, die zu dieser Zeit in ihren Wohncontainern geschlafen hatten, waren mittlerweile auf den Beinen und so nah wie möglich zum Geschehen vorgezogen. Wilde Gerüchte machten die Runde, doch fand sich kein Verantwortlicher, der sie hätte bestätigen oder dementieren können.

Das Interesse aller richtete sich auf die Abraumhalden, sodass niemand bemerkte, wie sich aus den tiefschwarzen Schatten, die die Wohncontainer warfen, eine Gestalt löste und langsam auf die offen stehende Schranke zustrebte. Der Silhouette nach zu urteilen, handelte es sich um einen Mann, der keinen Schutzhelm zu tragen schien. Die dunkle Bekleidung passte durchaus zu den üblichen Arbeitsanzügen.

Nichts in seinen Bewegungen deutete darauf hin, dass er es eilig haben könnte. Doch in Wirklichkeit musste er sich zwingen, möglichst unauffällig langsam zu gehen. Obwohl er sich ziemlich sicher war, in diesem Bereich des Areals jetzt keinem Verantwortlichen der Baustelle zu begegnen, so musste er dennoch befürchten, dass es einen privaten Sicherheitsdienst gab, der sich von den turbulenten Ereignissen auf der Deponie nicht ablenken ließ. Hätte er das Gelände noch am frühen Abend verlassen, wäre er wohl kaum aufgefallen, aber jetzt, nachdem so viele Polizei- und Feuerwehrfahrzeuge angerückt waren, konnte es durchaus sein, dass die Eingänge strenger kontrolliert wurden. Andererseits, so versuchte er sich zu beruhigen, mussten sie ja nicht gleich zwangsläufig auf die Jagd nach einem Verbrecher gehen. Egal, was die Polizei im Schilde führte, nun war es ratsam, möglichst unauffällig und unerkannt zu verschwinden – nach allem, was er soeben gesehen hatte.